

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 44

Artikel: Die Geissweidbäuerin und ihre Tochter
Autor: Schwendener-Egli, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der eine heftig abwehrende Gebärde gegen ihn hin macht. Das war genug! Der Hund stürzt sich kurzerhand in den Kasten, worauf Koby mitsamt diesem in die Höhe schnell, das Gleichgewicht verliert und hintüber in den Zuschauerraum hinunterfällt.

Richt, Richt! — möggt jetzt die Menge, klatscht wie wütend Beifall, in der Meinung, das alles hätte zum Stück gehört. Man hörte sagen: So etwas Großartiges habe man doch noch nie gesehen und erlebt. Wo auch der Autor sei? — der müsse auf die Bühne.

Anders der Souffleur. — Dieser fluchte in allen Zeichen und drohte den Verfasser und den Vorstand vor den Richter zu

nehmen. Beide solle mitsamt dem Hund der Teufel holen. Und verlief wie ein abziehendes Gewitter den Saal.

Der Schulmeister und Habegger sahen einander vielsagend an. Habegger meinte, diese „Novität“ habe wirklich eingeschlagen, aber anders, als man gehofft hatte. Vielleicht aber seien die Blasmusikanten jetzt ein für alle male geheilt. Der Schulmeister dagegen sagte: „Ich fürchte sehr, daß ihnen der Hund tiefer sitzt, als du meinst.“

Der Verfasser war nicht auf die Bühne zu bringen. Er beschloß still bei sich, im Falle einer zweiten Auflage des Stückes, an der betreffenden Stelle in Klammern die Bemerkung anzubringen: „Der Hund kann auch weggelassen werden.“

Die Geißweidbäuerin und ihre Tochter

von Martha Schwendener-Egli

Die Geißweidbäuerin — im Dorf nur die Dorathee genannt — gräbt auf dem Losacker die Kartoffeln. Die Ernte ergibt gut. Bei jedem Hackenschlag kollern die rundlichen Knollen hervor, und schnell füllt sich jeweils der Korb. Der herbe Bodengeruch steigt in die Luft. Die feuchte Erde klebt an den Fingern der Dorathee. Herbstwind streicht um das rotbackige Gesicht der Berglerin, spielt mit den braunen, krausen Haaren, die sich lustig unter ihrem Kopftuch hervorringeln.

Dorathee legt das Grabwerkzeug zur Seite, greift nach einem Sack und leert den vollen Korb. Wieder gräbt sie — und wieder leert sie die Früchte des Bodens in den Sack. Als auch der Sack voll ist, da framt die Dorathee einen Bindfaden aus der Schürzentasche, verschnürt und mit einem Kuck hebt sie ihn auf. Doch sogleich läßt sie ihn wieder fallen. Ein Wehlaut — unterdrückt — kommt über ihre Lippen. Mit beiden Händen langt sie nach dem Kreuz. Sie horcht in sich hinein, stöhnt wieder, und geht dann langsam heimzu.

Gleich darauf hängt die Dorathee ein Bettuch vor das Kammerfenster. So hat sie es mit der Hebammengret abgemacht — bei Tag ein Bettuch, des Nachts eine brennende Laterne — das sei das Zeichen.

Das erhitzte Gesicht der Hebammengret zeugt davon, daß sie sich beeilt hat, in die Geißweid hinaufzukommen. Aber als sie die steile Plattentreppe erklimmt und in den Hausflur tritt, tönt ihr schon ein Kinderschreien entgegen. „Eh, eh“, macht die Gret und hastet nach der Kammer.

Tags darauf kam eine Berglerin und besorgte — um Gottslohn — den Geißweidhaushalt, wäscht und schaut zu Mutter und Kind. Im Dorf heißt es, daß die Dorathee ein Mädchen bekommen habe, und dem Säumer gibt man den Bericht für den Vater, den Hannes, mit, der oben in den Bergen am Holzzen ist. — „Ein Mädchen, so —“, macht der, als er's vernimmt. „Berichte, daß ich am Samstag hinunterkomme.“

Die Geburt — ein Ereignis? Nein. Niemand macht da ein großes Wesen daraus, und knapp zwei Wochen später gräbt die Geißweidbäuerin die letzten Kartoffeln. Daheim schreit sicher das Kind. Sie hört es nicht, aber sie fühlt es. Doch sie kann jetzt nicht schon wieder nach Hause; es ist Zeit mit den Kartoffeln, sonst schneit es noch hinein.

* * *

Nicht ganz ein Jahr später. Die Dorathee mäht „auf den Platten“ das Heugras. Hie und da schaut sie nach dem Kind, das drüben auf einer Heublache im Schatten einer Esche liegt.

Das Mädchen schläft — die Mutter ist dessen froh. So kann sie ruhig weiter schaffen.

Wie heiß der Tag ist! Sonnenglast liegt über den Hängen, Feuchtigkeit steigt aus dem Boden, dem frischgemähten Gras. Die Schwüle benimmt den Atem, treibt den Schweiß aus den Poren. Aber Dorathee werkt stetig weiter. Man ist sich das am Berg gewohnt. Heiß brennt im Sommer die Sonne gegen die Halden, stürmisch kommt der Herbst, eilig der Winter, und brausend segt im Frühjahr der Föhn den Schnee wieder ab den Matten. Das ist so der Zeit Lauf. Immer kommt eins nach dem andern, so ziemlich zu seiner Zeit. Und so wie es jetzt ist, ist schon das richtige Heuwetter.

Dorathee hat die Art, wie sie alle einsamen Bergler haben: sie werkt, ohne viel zu sinnen. Was soll man auch immer durch den Kopf gehen lassen? Von der Arbeit — ja. Auch von den Sorgen. Aber immer mag man auch nicht daran denken. Da kommt man mit der Zeit dazu, das Denken einfach auszuschalten. Die Füße stapfen ja von selber die Hänge auf und ab. Die Hände kennen längst ihr Werk. So schafft die Dorathee.

Doch plötzlich schreckt sie auf, schaut sich um. Wie ein Wild, das Gefahr wittert, ist es. Ein klemmendes Gefühl hat sie in der Brust. Nichts hört sie, nichts sieht sie. Aber es ist etwas in der Nähe. Irgend etwas. — Das Kind! Dorathee steckt die Spitze des Senfenblattes in den Boden, eilt über die Platten hinunter, reiht das schlafende Kind in die Höhe.

Das kleine Mädchen wacht kaum auf. Die Dorathee aber bleibt wie versteinert stehen. Sie fühlt, wie sich ihre Haare sträuben, spürt die Haut sich fröstelnd zusammenziehen. Auf der Heublache liegt der gerollte Körper einer Schlange. Am warmen Leib des Kindes hat sie sich angeschmiegt. Nun hebt sie den Kopf, züngelt und krecht in das nahe Gebüsch.

„Wie konnte ich das bloß ahnen?“ staunt Dorathee. Sie hat es in sich gespürt, einfach gespürt, die Gefahr, die ihrem Kinde drohte.

Noch zittern ihre Hände, als sie die Blache an zwei Äste knüpft und das Kind in die Hängewiege legt. „Wie konnte ich das bloß ahnen?“

* * *

Seither tickt zwanzig Jahre lang die Uhr in der getäferten Stube der Geißweid. Die lustigen, braunen Haarringel der Dorathee fangen weiß zu schimmern an. Im Gesicht sind Runenzeichen der Zeit. Das Leben einer Bergbäuerin ist ja meist gleichmäßig hart, eintönig. Aber es gibt doch unter jedem Dach

Sorgen genug, die sich ablösen. Und besonders, sobald Kinder da sind — ja, wenn die Kinder größer werden, da kommt eine Mutter nicht aus den Sorgen hinaus. Und erst wenn die Kinder in der Fremde sind, wie bangt da die Mutter: „Was tut es wohl? Wie geht's ihm?“

Was hat die Geißweidbäuerin ihre Tochter ermahnt, als sie in die Fremde zog, ja brav zu bleiben. Ob sie es alleweil zu Herzen nimmt? Die Mutter weiß nicht — in den letzten Tagen hat sie gar keine Ruhe. Irgend etwas drückt sie, ängstigt sie. Und eines Tages setzt sie sich hin, nimmt Tinte und Feder aus der Tischschublade, und ihre Hände, steif und ungelent vom schweren Schaffen, fangen an Buchstaben, Wörter auf einen Briefbogen zu malen. Die Feder kratzt, Tinte spritzt auf das Papier. Der Brief wird nicht lang, und Dorathee atmet auf, als das ungewohnte Werk beendigt ist.

Drei Tage später kommt die junge Dorathee nach Hause, hastig, aufgeregt. „Was ist denn?“ fragt sie, wie sie in die Stube tritt.

Und die Mutter: „Ich weiß es selber nicht.“

„Aber du hast ja doch geschrieben, es sei etwas passiert.“

Die Geißweidbäuerin seufzt: „Ja, es ist allweg etwas passiert. Doch nicht hier — aber bei dir.“

Wie vor den Kopf geschlagen steht die junge, hübsche Dorathee da. Sie wird rot bis unter die braunen Locken. Die Augen der Mutter scheinen durch sie hindurchzudringen. Sie schlägt die ihren nieder.

„Du bleibst jetzt vorläufig zu Hause“, befiehlt die Mutter.

Doch die Geißweidbäuerin merkt bald, daß sie diesmal zu spät kam, um ihr Kind vor der Gefahr zu bewahren. Noch bevor die Tochter den Mut hat, ihr das Herz auszuschütten, schießt sie das Mädchen in die Stadt zurück, und die junge Dorathee muß froh sein, daß der Fabrikarbeiter sie heiraten will, heiraten kann.

Die alte Dorathee und der Hannes fahren nicht zur Hochzeit, aber ein rechtes Brautfuder bekommt ihre Tochter. Beim Abschied sagt die Mutter: „Du kannst dann 'e Ruaf tua'.“

Doch aus der Stadt ist noch kein Bericht gekommen — eines Tages leidet es die Geißweidbäuerin nicht mehr zu Hause. Sie fährt in die Stadt, was für sie noch ungewohnter ist, als das Briefeschreiben. Sie kommt nicht viel zu früh — zwei Tage später ist sie schon Großmutter.

* * *

Einige Jahre noch werkt die Geißweidbäuerin. Das schwere Tagewerk hat sie frühzeitig zu einem krummen, gebrechlichen Weib gemacht. Besonders in der letzten Zeit ist sie hilflos geworden, fahl im Gesicht. Der Hannes merkt es freilich nicht. Welcher Mann merkt es, wenn die Frau zu kränkeln beginnt? Die Berglerinnen aber sagen auf dem Kirchgang zu ihr: „Du siehst schlecht aus, Dorathee. Bist nicht ‚zweg‘?“ Aber die Dorathee streitet es ab. Sie gesteht es ja sich selber kaum ein, daß sie so müde, zum Umfallen müde ist. Sie verbeißt die Schmerzen, die sie nun fast Tag und Nacht plagen. Aber es kommt der Tag, wo sie einfach nicht mehr aufstehen kann. Wie soll es nun gehen? Was wird nun werden?

Stöhnend liegt sie im Bett. Da hört sie Schritte. Es kann nicht der Hannes sein. Der ist ja im Wald und kommt vor dem späten Abend nicht heim. Aber die Dorathee weiß wohl, wer es ist: „'s Doratheeli.“ Und wirklich, es ist ihre Tochter.

„Mutter, was ist auch?“

„Nicht viel ist mehr mit mir“, ächzt die Kranke.

„Es war mir schon lange so, als sollte ich nach dir schauen“, sagt die Tochter. „Was hast denn?“

„Da drinnen — da“, und die Geißweidbäuerin legt die Hände über den Leib.

„Warum hast denn nicht geschrieben? Ich wäre früher gekommen, wenn ich gewußt hätte ...“

„Ich wußte ja, daß du auch sonst kommst, daß du es ahnst.“

Der Doktor kann nicht mehr helfen. Die Geißweidbäuerin legt sich zum Sterben hin. Der Pfarrer kommt, die Berglerinnen kommen. Ein paar Tage noch flackert das Lebenslicht. Eines Abends ruft die Kranke ihrer Tochter.

„Jetzt geht es z'End mit mir“, macht sie gelassen.

„Oh, geh nicht von mir fort“, schluchzt die Tochter.

„Nein, ich gehe nicht von dir fort. Schau, auch wenn ich gestorben bin, bleibe ich doch bei dir. Jede Mutter bleibt mit ihren Kindern so verbunden. Im Leben ist das so und auch nach dem Tod; das hat meine Mutter selig immer gesagt, und ich hab' es mehr als einmal erfahren dürfen. Es ist etwas Eigenes. Ich weiß nicht, wie dem die Gstudierten sagen. Ich glaube, das hat mit dem Verstand auch gar nichts zu tun. Das hat man da drin. Man spürt's. Man muß nur darauf achten.“

„Ja, Müetti, bleibe auch nachher bei mir.“

„Ja, auch nachher.“

Als der Hannes am Abend vom Wald heimkommt, brennt in der Kammer eine Kerze, und am Totenbett der Mutter kniet die Tochter und betet.

Dennoch

Spiel ist zerronnen,
Felder sind leer.
Lieder und Bronnen
Summen nicht mehr.

Glocken verhallen
Weit hin und spät,
Talnebel wallen,
Pfad ist verweht.

Einsame Schreiten
Still durch das Ried;
Feste entgleiten
Des Jubels müd.

Tief in die Moose
Senkt sich der Tag.
Aster und Rose
Sterben im Hag.

Seele, nicht frage,
Warum? Wozu?
Freue und wage
Dich dennoch, du;

Über den Dingen
Faß' wieder Mut —
Herz, laß mich singen,
Denn alles wird gut!

Martin Gerber.